

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 45

Artikel: Ist das Leben Kitsch?
Autor: Unterwasser, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UNTERWEGS

Besinnliches von Manesse

In diesen Zeiten...

Jeder weiß, daß wir in diesen Zeiten uns bemühen müssen, den gefährvollen Spannungen, die die Welt erfüllen, mit gesammelter Bereitschaft zu begegnen. Wir — das ist das Schweizervolk, eine Gemeinschaft des Lebens und des Sterbens, eine Schicksalsgemeinschaft. Wie immer in den Tagen der Gefahr kommt es aufs Ganze an, nicht mehr auf den einzelnen. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Das ist doch so? Oder hätten wir vergeblich unsern Wilhelm Tell gelesen und gelernt, hätten wir uns, als noch die Begeisterungsfähigkeit der Jugend uns erfüllte, umsonst am Beispiel Winkelrieds entzündet? Es ist schon so: die Bedeutung des einzelnen liegt heute ausschließlich in seiner Bereitschaft, sich ans Ganze zu geben.

Ein erhebender Aufschwung geht durch unser Volk. Man könnte darüber glücklich sein, wäre nicht dafür gesorgt, daß man zugleich die bewundernswürdigen Erfahrungen machen müßte: es gibt Schweizer und Schweizerinnen — wer ahnte es, daß es so viele seien! —, die das letzte Restchen Vernunft und Anständigkeit verloren haben und, statt dem Gebot des Gemeinnsinnes zu folgen, ihrem nacktesten und verwerflichsten Egoismus die Zügel schießen lassen. Merken sie gar nicht, wo wir stehen?

Die Verteilung der lebensnotwendigen Güter bereitet etwelche Schwierigkeiten. Es kann auch sein, daß das eine oder das andere bisweilen etwas knapp wird oder vorübergehend gar nicht mehr erhältlich ist. Eine gerechte Zuteilung der Bestände wird nach Maßgabe der Bedürfnisse in Aussicht genommen, denn es müssen alle davon leben. Was geschieht? Es sickert etwas von der bevorstehenden Maßnahme durch, das Geschwätz geht der Verfügung voran, und nun stürzen sich die Eidgenossen in die Geschäfte und kaufen sinnlos zusammen, was sie erraffen können. Im «Wilhelm Tell» schwören sie:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.

In der Wirklichkeit aber füllen sie gierig ihre privaten Kasten, froh, dem eidgenössischen Bruder zuvorgekommen zu sein. Schon bei der Butter war es so, als die Butter-Hyänen aufkauften, was sie vermohten. Dann kamen die Textil-Hyänen und die Schuh-Hyänen. Wie viele neue Hyänenarten, die nirgends im Bruch verzeichnet sind, wird uns diese traurige Zeit noch beschreiben?

Es nähme mich wunder, einmal zu erfahren, ob diese Leute auch wissen, wie dumm und in welchem Ausmaß sie nationale Schädlinge sind, die an den Pranger gehören. Nicht nur, weil manche der rasch getätigten Ankäufe unzweckmäßig sind und darum wertvolle Ware für die Gemeinschaft verlorengeht. Nicht nur, weil der, der sie nötiger hat, die Ware nun augenblicklich nicht erhalten kann und er in Verlegenheit gerät. Sondern — das scheint mir das Entscheidende zu sein —, weil dadurch unsere Volkswirtschaft, die heute ohnehin ein heikles und empfindliches Instrument ist, ohne Not gestört und beeinträchtigt wird. Mit ihr leidet aber unter diesen Anstürmen der normale Arbeitsprozeß, und nicht nur augenblicklich, denn diese Störung wird sich in Wellen fortbewegen — wer weiß, wie lange. Keine Freude über euren Einkauf und Besitz, verehrte Hamsterer! Die Suppe, die ihr uns da eingebracht habt, werden wir in trautem Verein dereinst miteinander auslöfen müssen!

Schämen sich die Leute ihrer läppisch eigensüchtigen Tat? Ich weiß es nicht, doch müßte es naheliegen, daß das schlechte Gewissen sie brennte. Haben sie jemals gehungert, jemals gefroren, sind sie jemals nicht zu ihrer Sache gekommen? Müßten sie nicht zugestehen, daß bis jetzt die Versorgung des Landes erstaunlich gut funktioniert hat, daß die Behörden getan haben, was man billig von ihnen erwarten konnte? Verdient diese Versorgung der Behörden nicht ein gewisses Vertrauen für die Zukunft? — Und wenn jetzt auch dies und das knapper werden sollte, ist das nicht ganz und gar gleichgültig, egal und wurscht? Die Hauptsache ist, daß wir existie-

ren und unsere geistige Position mutig vertreten können — ob Butter auf dem Tische steht, ob ich ein vorvorjähriges Gewand trage und nicht mehr elegante Schuhe, darauf kommt es nicht an. Es ist eine Ehre, jetzt etwas abgerissen zu sein, und eine Schande, seinen Sinn nur ans Äußere zu hängen. Das Gebot des Augenblicks heißt: persönliche Ansprüche zurückdrängen, sich nach der Decke strecken, zufrieden sein mit dem, was einem rechtmäßig zukommt, unter allen Umständen das Interesse der Allgemeinheit voranstellen und bescheiden sein. Wer nicht völlig rettungslos auf den Kopf gefallen ist, liest es aus jeder Zeitungs- und Radionachricht.

Jetzt aber höre ich den entscheidenden Entschuldigungsgrund, der immer vorgeschützt wird: die andern. Man will nicht dümmer sein als die andern, und, wenn andere kaufen, warum soll man nicht ebenfalls sich eindecken? Mit dieser Logik kann ich jedes gräßlichste Verbrechen begehen — immer haben es schon andere begangen. Warum bemühe ich mich, anständig zu sein? Warum stehle ich nicht? Weil andere anständig sind, weil andere nicht stehlen? So kommt man an kein Ende. Ich bemühe mich, das Rechte zu tun, weil mir das Rechtum von innen her gesetzt ist, weil ich etwas anderes mit meinem Wesen nicht vereinbaren kann und es mir als Verirrung vorkäme. Lassen wir es ruhig auf uns sitzen, in diesem Sinne «dumm» zu sein. Diese in der sittlichen Überzeugung wurzelnde «Dummheit» ist eins mit der Stärke, die uns weiterführen muß und die in Zeiten der Gefahr allein das Vaterland retten kann, während die Klugen es in ihre eigene Tasche verschachern. Was sie dabei geistig gewinnen, ist wenig und viel: Geringschätzung und Verachtung!

Es helfen uns heute, in der Not dieser Zeit, keine schwächlichen Anspielungen. Wir müssen deutlich miteinander reden. Schwächung der nationalen Sache, auch Schwächung der Wirtschaft und des Arbeitsprozesses ist Verrat an der Gemeinschaft. Nie erwartet sich das Wort so deutlich, wie in solchen Zeiten, daß Gemeinnutz dem Eigennutz vorangehen muß. Ein Volk von Freien frei zu führen, wird nur möglich sein, solange sie im Sinne dieses Wortes ihr Dasein gestalten. Tun sie es nicht und mehrern sich so beschämende Vorkommnisse — dann wird es zur Rettung des Ganzen nichts geben als immer peinlichere Polizeivorschriften. Setzen wir, koste es, was es wolle, den Sieg der anständigen Gesinnung durch, und wir werden um sie herumkommen.

Laut einer Verfügung des Armeestabes, Abteilung Presse und Funkspruch vom 2. November 1940 dürfen die Fortsetzungen unseres Tatsachenberichtes «Frontkämpfer Chesters Weg», als im Widerspruch mit dem Befehl des Armeekommandos betr. Berichterstattung über das Interniertenwesen stehend, nicht mehr erscheinen.

DIE REDAKTION

Ist das Leben Kitsch?

Von Manfred Unterwasser

In einer Wirtschaft sah ich kürzlich ein Oeldruckbild: Ein Liebespaar saß auf einer Bank, Hand in Hand; das Mädchen trug eine geblumte Bluse und verdrehte die Augen. Der Jüngling hatte sozusagen Wasserwellen und machte den Eindruck, in kürzester Zeit einen Krampf im Hals zu spüren, denn sein Kopf lag erschreckend krumm auf der geblumten Schulter. Herrlich war der Hintergrund. Es gab blühende Bäume und zwei grasende Lämmer, Mattenblümchen und Schmetterlinge und über allem einen frisch polierten, blitzblauen Himmel. Eigenartig war nur, daß das Ganze von einem schlichten Rahmen umrahmt wurde. Auch fehlte der Titel. Jeder konnte sich beim Anblick denken, was er wollte. Ich dachte mir auch, was ich wollte.

Nuß mit Brot schmeckt wunderbar. Ganz abgesehen davon, daß es so schön zwischen den Zähnen stecken bleibt. Wenn es Herbst wird, muß ich immer gleich irgendwo Nüsse essen gehen, irgendwo, wo es bäuerlich riecht, wo grobes Leinen auf den Tischen liegt und wo, noch besser, der Teller mit den Nüssen auf dem nackten saubergewaschenen Holz liegt. Dazu frischen Wein — was schwärme ich! Ihr kennt das ja alle!

Diesmal saß am Nebentisch ein Pärchen. Weiß der Teufel, sie trug eine Bluse mit vergnügten Blumen und er blickte verliebt drein.

Für Leute, die über ein gewisses Stadium sind und im Augenblick keinerlei andere Bedürfnisse haben, als sich an des Herbstes Fülle göttlich zu tun, ist die Beobachtung eines verliebten Paares jeweils etwas beinahe Komisches.

Spaßeshalber notierte ich, was meine Ohren vom Nebentisch aufnahmen:

«Heute sind es genau fünf Monate, seit wir uns kennenlernten.»

«Ja. Damals war es Frühling. Weißt du noch, als wir am ersten Sonntag einen Spaziergang über Land machten? Die Bäume blühten und du sagtest, ihnen gehe das Herz auf wie uns.»

«Ja, ja, ich erinnere mich noch. Und das war der kleine Kirschbaum auf dem Hügel, der sich mit seinen paar Zweigen riesig anstrengte mitzumachen am Frühlingsfeste.» Beide nickten und beide lächelten ein wenig. Er holte sich zwei Nüsse vom Teller, nahm sie in seine Faust und versuchte sie aufzuknacken. Bewundernd beobachtete sie ihn. Es ging nicht, obwohl er auch seine Zähne zusammenpreßte und das ganze Gesicht verzerrte. Dann nahm er die zweite Hand zur Hilfe und überreichte ihr die geknackten Nüsse.

«Und später wurde es Sommer.»

«Kunststück», meinte er und schälte sich sorgsam einen Nußkern. «Meistens folgt auf das Frühjahr der Sommer. Im Grunde genommen ist das ganz in Ordnung.»

Sie warf einen prüfenden Blick hinüber: «Aber natürlich ist das in Ordnung, es war aber unser erster Sommer.»

«Ja, unser erster Sommer, du hast recht.» Er knabberte den Nußkern, schloß kurz genießerisch die Augen und träumte: «Richtig, unser erster Sommer. Mit vielen Spaziergängen durch die Felder und am Fluß entlang. Die Erde gab überströmend ihr Bestes — oh, weißt du noch das Aehrenfeld?»

«... das Aehrenfeld? Ja, ja, mit den roten Mohnblumentupfen. Der Wind blies drein und es sah aus wie gesprenkeltes Wasser und du sagtest, es gäbe eine gute Ernte und ich war sehr stolz auf dein Wissen.»

Er lächelte verschämt. Es tut so wohl, bewundert zu werden.

Mein Glas war leer. Ich bestellte noch einen Viertel-liter. Die Nachbarn blickten zu mir hinüber. Wie angesteckt tranken auch sie aus und verlangten noch mehr.

«Und später gingen wir baden und — — — weißt du noch, als das Eidechschchen dir über deinen Fuß huschte?» «Ja, ich erschrak zuerst und schrie auf und dann lief es davon. Das war im Sommer, als es so heiß war. Jetzt ist es schon kühl geworden. Schon kühl geworden.»

Er zog die Schultern hoch: «Was willst du, auf den Sommer folgt der Herbst und im Herbst ist es meistens kühl.»

«Ja», sagte sie ganz leise und ein wenig traurig blickte sie zum Fenster hinaus. Draußen schlichen dünne Nebelschwaden über die Hänge. Sie erinnerten an das Netzchen, das Großmutter trug. Und plötzlich schien über das junge Gesicht des Mädchens ein alter Schleier zu fallen.

«Aber wenn es nicht Herbst wäre, hätten wir diesen Ausflug nicht gemacht.»

«Du hast recht, dann hätten wir diesen Ausflug nicht gemacht.»

Er knackte die letzte Nuß auf, indem er sie in die Hand nahm und auf dem Tisch krachend zerdrückte. Der Ton war etwas grob. Er paßte nicht in die Stimmung der zwei. Entschuldigend blickte er sie an. Sie fuhr ihm liebkosend über die Hand, die den harten Ton verschuldet hatte. Dann lächelten sie beide, linkisch und beinahe etwas dumm. Sie waren so verliebt. Er zahlte, sie standen auf und gingen hinaus. Hand in Hand.

Ich dachte: «Nuß» reimt sich nicht nur auf «Kuß», sondern auch auf «Schluß». Diesmal scheint der Reim nicht zu passen. Und plötzlich fiel mir der Oeldruck ein, in der Wirtschaft — — — das Mädchen trug eine geblumte Bluse und im Hintergrund gab es blühende Bäume und einen blitzblauen Himmel. Ist das Leben Kitsch?